

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Heinrich Mann
Mutter Marie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Mutter Marie	9
Anhang	205
Nachwort	207
Zur Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte ...	239
Materialien	282
Zeitgenössische Rezensionen (Auswahlbibliographie)	423
Weiterführende Literatur	452
Siglenverzeichnis	455
Abbildungsverzeichnis	458
Zeittafel	461

Erstes Kapitel

Im Klubsessel saß der Präsident, im Schaukelstuhl der General. Vor dem mit Bronze eingelegten Tischchen aus buntem Marmor, auf einem der zu ihm passenden Stühle im Empiregeschmack hielt die Generalin sich überaus gerade. Ihr Inneres drohte schlankweg einzubrechen, um so gerader hielt sie sich. Die große blasse Nase wirkte noch schärfer. Wenn der Präsident während seiner unliebsamen Eröffnungen einmal die Nase der Generalin ansah, ward er sogleich zurückhaltender.

Schaukelnd und sein einziges Auge gesenkt, hörte der General den Präsidenten an. »Das verkaufte Haus«, sagte der Präsident und legte die Stirn so schief, daß unter ihren fleischigen Falten der Blick sich verlor. »Die Schulden, der Sohn ...« Die Generalin wendete den Kopf, als langweilte sie sich. In Wahrheit schätzte sie ihren Salon ab. Er war zusammengestellt aus den Resten des Herrenzimmers, das ihr Gatte angeschafft hatte, zu der Zeit, als er Generaldirektor beim Präsidenten war, und aus der noch übrigen Marmor- und Bronzepracht, die sie selbst einst mitgebracht hatte. Alles Entbehrliche war verkauft – alles, was bisher entbehrlich erschienen war. Der Begriff des Entbehrlichen ward allmählich umfassender, sie wußte es schon. Sah es hier noch nicht arm aus?

Sie hörte den Präsidenten laut rechnen. Hinter der Glastür, der sie den Rücken kehrte, ward hörbar der Flügel geöffnet. Zu erwarten war, daß sogleich dort drinnen der Professor präludierte und die Prinzessin sang. Die Generalin benutzte dies, um aufzustehen. In dem fast lee-

ren Musikzimmer saß die Prinzessin, süßlila und gedankenlos, wie immer, auf dem kleinen Sofa aus altem Rohr, die Vergoldung war schon so blaß wie die rosa Seide der Kissen. Die Prinzessin las Noten mit ihren großen, verständnislosen Augen. Ihr alter Lehrer wartete am Flügel geduldig.

Die Generalin stellte durch die Glastür fest, daß im Musikzimmer kein Teppich lag. Hier der Salon hatte doch noch seinen matten Perser, das glich viel aus. Auch hatte er in der Mitte den Monumentaltisch – und dann die vier großen Spiegelkonsolen, zwei zu den Seiten der hohen, in Wolkenstores gehüllten Gartentür, zwei drüben in den abgerundeten Ecken. Die Nachbarschaft der anderen Ausgänge, links zum Musik-, rechts zum Eßzimmer, rückwärts auf den Gang, wies nichts mehr auf, dafür kamen um so größere Flächen hellgelber Seide zur Geltung. Die Wandbespannung war nirgends zerrissen, nur hinter dem Klubsofa. Grade darum mußte es die Wand decken rechts neben der Gartentür, und alle Sitzmöbel waren hinzugeschoben. Die Mitte hielt einzig der Monumentaltisch in Marmor und Bronze, aber der weite Raum um ihn her wirkte im Grunde nur vornehmer. »Wenn ich mir nichts vormache«, dachte die Generalin.

Inmitten des Monumentaltisches, einsam auf weitem Feld, erhob sich der »Jüngling«, die einst berühmte Marmorfigur, die Ina Schollendorff noch in Hamburg gekauft hatte, lange bevor sie den Hauptmann Veit Vogel von Lambart heiratete. Als dann das Kind heranwuchs, glich es dem »Jüngling«. »Wenn ich mir nichts vormache«, dachte die Generalin wieder. Sie vergewisserte sich, daß das gemalte Bildnis ihres Sohnes, drüben über dem Klubsofa, nichts mit dem »Jüngling« gemein hatte. »Und doch ist das Bild zehn Jahre her, da war er fünfzehn, wie der Jüngling.«

Die Generalin versank, ohne den Kopf deshalb weni-

ger hoch zu tragen, in sich selbst, einen Augenblick hörte sie nicht mehr, was der Präsident sagte. Sie setzte sich in Bewegung, ging aber links um den Monumentaltisch und langsam gradaus in Richtung des Pfeilerspiegels neben der wolkenverhangenen Gartentür. Auf diesem Wege erschien ihr, Schritt um Schritt, ihre Person und auch ihr Leben.

»Meine Augen glänzen«, dachte sie, denn dies erschien ihr im Spiegel zuerst. »Ich bin nun mager, nicht mehr schlank, ich muß den Hals bedecken, und er war berühmt. Der Präsident sagt, daß uns das Haus nicht mehr gehöre und daß wir ausziehen müssen. Er kann uns zwingen, er hat die Verbindungen, wir haben keine mehr. Er zahlt Abstand, dann kann ich irgendwo Zimmer vermieten. Ich habe noch meine glänzenden Augen.« Alles in einem Schritt. Beim nächsten: »Alabasterstirn, sagte Graf Oetzen auf meinem ersten Ball. Man sagt das nicht mehr, übrigens hat der Alabaster jetzt Kratzer. Ich trage aber immer noch die Haare aus der Stirn. Sie waren nie stark, jetzt sind sie dünn und werden grau.«

Da sie dem Spiegel noch näher kam: »Und ich spreche nicht von meinem Mund, weil ich meine schmalen Lippen nie gemocht habe. Ich darf ihnen keinen Ausdruck geben, sonst bilden sich daneben Falten wie Spinnen, es sieht pervers aus. Ich und pervers!... Valentin hat weiche, breite Lippen, er küßt damit wohl die Prinzessin. Mein Sohn der Verlobte einer Prinzessin! Ihre Augen sind groß, aber geistlos. Die alternde Frau dort im Spiegel hat glänzende Augen. Ich war immer ein Snob. Die Prinzessin ist arm, noch ärmer als wir, und überdies geistig beschränkt. Was nützt es mir, aber ich will, daß mein Sohn sie heiratet und Mitglied eines bis vor sieben Jahren regierenden Hauses wird. 1925, schon gleich sieben Jahre währt der Unfug. Ich war aus reichem Haus, eine große Dame. Der Kronprinz sagte 1907 im Manöver: eine wirkliche große Dame – als

er erfuhr, ich sei eine Schollendorff. Jetzt dies alte Kleid, jetzt mit den Resten unserer Habe auf die Straße. Der Präsident sagt – und meine Augen glänzen! Wovon wohl Augen glänzen?«

Hier schlug eine Uhr, die Generalin erwachte. Ein Blick nach den Herren, sie waren in demselben Satz, der vorhin begonnen hatte, sie hielten sogar die Köpfe noch wie vorhin. »Meine Abwesenheit kann nur Sekunden gedauert haben.« ... Die Uhr schlug immer noch? Ach, es war die Prinzessin, sie übte einen und denselben Ton, es klang hoch, fein und metallisch, es klang nach ungelöster Kraft. Die Generalin empfand Widerwillen bei dem Gedanken an die Heirat. Fast gleichzeitig ward sie daran erinnert, daß ihr Sohn schon hätte da sein müssen. Ob es sieben Uhr war? Sie sah hinaus auf die Straße – und spürte einen Ruck. Das unheimliche Automobil! Dort stand es wieder.

Sein Vorhang war auf dieser Seite geschlossen, wie noch jedesmal. Es hielt gegenüber an gewohnter Stelle, Ecke Berliner Straße und Platz am Knie. Über den Platz stürmten aus allen Richtungen, Berliner-, Hardenberg-, Bismarck-, Marchstraße, die Wagen herbei, sie verdeckten zu oft das Auto mit dem geschlossenen Vorhang. Die Generalin war nie ganz sicher, ob ein Gesicht darin erschien. Aber sie nahm an, eine Frau sitze drinnen und warte auf Valentin. Das Auto hielt drüben regelmäßig nur so lange, bis Valentin nach Haus kam. Es war groß, neu, höchst gepflegt, der Chauffeur benahm sich streng dienstlich. Saß keine Frau darin, wer zog dann drüben auf Wache – täglich, bevor Valentin kam? Die Generalin mußte sich zusammennemen, um nicht ihren Mann zu rufen.

Nein, Dinge jener anderen Art erwähnte niemand hier. Was Valentin aus Leichtsinn davon verraten hatte, war besser nicht vorhanden, die Eltern wußten nichts. Warum daran denken. Es konnten Angelegenheiten jeder

Art sein, in denen jenes dunkelblaue Auto wartete, Spielaffären ebensogut wie Liebe. Das Leben Valentins war unregelmäßig, gewiß, leider war es so – aber gefährliche Dinge? Dinge, in die er vor zwei Jahren, als der Weltuntergang nahe schien, vielleicht hineingezogen worden war von seinen jungen Gesinnungsfreunden? Die hatten keine Folgen mehr, entschied die Generalin. Dies war eine Frauengeschichte.

Um es sich zu beweisen, dachte sie an die Dame, die sie neulich ertappt hatte. Die Dame hatte hinter dem Gitter des Vorgartens gestanden und heraufgesehen. Es war damals frühmorgens und nur Zufall, daß die Generalin schon auf war, da stand dort unten die Dame im Frühlingskostüm, mindestens von Drecol. Dieselbe war es, die jetzt im Auto saß, natürlich sie! Damals stand sie in dem Hut mindestens von der Friedländer und starrte nach der Mansarde, wo Valentin noch schlief. Woher hatte sie gewußt, daß er dort oben wohnte, sie war also öfter hier gewesen? Hatte die Gelegenheit ausgekundschaftet wie eine Einbrecherin? Die Generalin zog damals den Wolkenvorhang fort und sah die Dame so lange an, bis jene es fühlte und ihr Gesicht von der Mansarde trennte. Sie senkte es, es war besonders weiß und wohlgeformt.

Der anderen Frau entging nicht, daß es über dreißig war. Die Augen waren groß und schwarz, man konnte sie prachtvoll nennen. Als sie auf die Augen der Generalin trafen, stockte darum ihre Bewegung nicht. Sie stiegen von dem hohen, geschweiften Dach der alten Villa zu ihrem einzigen Stockwerk nieder, gingen über die langgestreckte Front hin, kehrten zu der breiten Gartentür und der kleinen Freitreppe nochmals zurück ... Dann hatte die Dame sich abgewendet, ruhig aber nochmals umgeblickt wie zur Feststellung der Gegend, in der es zwischen Straßenzügen von heute noch Landhäuser von 1860 gab. Ihr Gang war schnell und sonderbar geschmeidig gewe-

sen. Die Generalin hatte ihr nachgesehen, sie verschwand um die Ecke der Marchstraße, Richtung Tiergarten.

Eine Tänzerin? Oder reich unterhaltene Lebedame? Irgend etwas an ihr verbot der Generalin, die Verehrerin ihres Sohnes für eine wirkliche Dame zu halten, wieviel schmeichelhafter wäre es sonst gewesen! In Ermangelung von Rang und Klasse freilich hielt jetzt drüben das gepflegte Automobil, man konnte nicht sagen, daß Valentin sich wegwarf. Aber saß überhaupt eine Frau darin? Und warum verspätete sich Valentin? Um sieben Uhr sollte er die Prinzessin ins Konzert führen. Die Generalin sagte, bevor sie es überlegt hatte, laut zum General hin:

»Valentin verspätet sich.«

Aber es war der unrichtige Augenblick, ihr Gatte hörte nicht. Er war aus dem Schaukelstuhl aufgestanden und fragte den Präsidenten: »Wollen Sie mich nicht schonen?«

»Sie verlangen zu viel«, sagte der Präsident, er kam aus dem Klubsessel hervor.

»Ich? Was verlange ich? Daß Sie mich am Leben lassen«, erklärte der General.

»Ich bin doch nicht Ihr Feind«, beteuerte der Präsident in unglaublichem Ton.

Hierauf schwiegen sie, die Generalin verstand, weshalb. Der Präsident war zu weit gegangen und wunderte sich nun selbst. Ihr Mann aber war, wie immer, peinlich davon berührt, daß er der Gemeinheiten des Lebens sich erwehren mußte, er in eigener Person. Daher gab er seinem einzigen Auge sicher jenen unwahrscheinlich furchtbaren Ausdruck. Die Generalin konnte von rechts nur das dunkle Monokel sehen, mit dem er die leergeschossene Höhle verdeckte. Er hielt den Kopf einmal nicht auf die rechte Schulter geneigt, stand straff und hoch, da wirkte plötzlich auch das runde Gesicht nicht mehr zu weich. »Wäre er immer so gewesen«, dachte die Generalin. »Er hätte Armeeführer sein können ... Jetzt ist er weiß und

ohnehin alles vorbei. Befehlen kann hier nur der Präsident.«

Daher ging sie zu dem Präsidenten über. Er war blond und hatte eine schöne, kaum ergrauende Haarwelle, auffallend bei einem so großen Geschäftsmann. Nach hinten ward das Haar dünner, man sah die Schädelform, die einen Vorsprung hatte, nicht übel für einen Geldmenschen. Aber diese Stirn! Nur Fleisch, ein wechselndes Gebild aus sich faltendem und entfaltendem Fleisch, und die ganze grauweiße Masse der Falten nahm den Weg links abwärts. Unversehens zogen sie sich nach oben zusammen, und die Augen erschienen. Das Fleisch ließ sie frei, sie traten aus dem Schatten, gingen weit auf und richteten sich gegen den armen General, trafen ihn schwarzblau und so hart wie Steine, die aber Licht durchlassen.

Der General trat zurück. Der Präsident verharrte noch, stieß sich dann aber mit seiner großen, starken Hand vom Klubsessel ab und machte zwei ungleiche Schritte. Er hinkte.

»Tatsächliches ist nicht mehr zu sagen«, stellte er fest. »Ich bin gewohnt, meine Zeit produktiv zu verwenden.« Er grüßte und wollte gehen.

Jetzt schmetterte aber nebenan die Prinzessin. Sie war im Verlauf ihrer Übungen auf dem Höhepunkt ihrer Stimmkraft angelangt, auch Vielbeschäftigte konnten sie nicht überhören. Der Präsident fragte:

»Ist das die Prinzessin von –?« Er beugte sich vor, um von weitem durch die Glastür zu spähen. Dabei errötete er, es konnte von der Anstrengung des Vorbeugens sein. Er sprach plötzlich, als habe er etwas im Mund.

»Sie wohnt hier? Zahlt sie denn ihre Miete?«

»Unsere Verbindung ist zu nahe, wird besonders künftig zu nahe sein«, sagte die Generalin mit Betonung. »Von der Prinzessin nehme ich nichts.«

Der Präsident öffnete die Augen.

»Die Fürstenabfindung steht bevor«, sagte hochmütig die Generalin. »Wenn die Prinzessin Adele reicher sein wird als Sie, Herr Präsident – ist noch Zeit, von der Miete zu sprechen«, ergänzte sie ironisch.

Der General mußte husten und kehrte ihnen den Rücken. Die Generalin aber hielt den offenen Augen des Präsidenten stand, obwohl sie gelogen hatte. Von einer künftigen Bereicherung der Prinzessin Adele konnte im Ernst nicht die Rede sein. Ihr Vater, der Herzog, hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als ihre ältere Schwester Alexandra an seinen Vetter, den Großherzog, zu verheiraten. Diesem seinem Ehrgeiz opferte er bedenkenlos Adele. Sie würde nichts abbekommen haben von der Fürstenabfindung, selbst wenn nicht ihre unbesonnene Liebe zur Gesangskunst sie dem Herzog entfremdet hätte.

Die Generalin nahm an, dem Präsidenten einer noch so großen Industriegesellschaft würden hoffentlich Tatsachen verborgen geblieben sein, die nur ihrer eigenen höfischen Erfahrung zugänglich schienen. Aber der Präsident kannte sie. Er schwieg, als sei er betroffen. Die Generalin triumphierte – indes der Präsident doch nur überlegte, daß es richtiger sei, sich durch die Vermögensaussichten der Prinzessin beeindruckt zu zeigen als durch ihren Namen. In Wahrheit verlangte ihn nach ihrer Bekanntschaft einzig, weil sie eine Prinzessin war. Er staunte selbst über seine Schwäche – sagte aber:

»Das eröffnet neue Verhandlungsmöglichkeiten. Bitten Sie die Dame doch her!«

»Die Prinzessin? Das geht nicht.« Die Generalin war entschlossen, es nicht zuzulassen. »Sie hören doch, sie singt.«

Gerade trillerte die Prinzessin. Alle lauschten.

»Sie trillert gut«, bemerkte der Präsident – und als sei dies ein Grund: »Ich werde warten.«